

Leseprobe aus:

H. Dieter Neumann

Nebel über der Küste

Kriminalroman, Originalausgabe

Print-ISBN 978-3-89425-484-1

eBook-ISBN 978-3-89425-719-4



Prolog

Fast immer ist es still dort, wo das unscheinbare Holzhaus steht. So still, dass man glauben könnte, man befände sich in einer menschenleeren Wildnis, vielleicht in Masuren oder gar irgendwo in der Weite des kanadischen Buschlandes, weitab von jeder Zivilisation – was ein Irrtum wäre.

Inmitten einer eiszeitlichen Moränenlandschaft mit Dünen und Hochmooren, von einer Baumgruppe aus Kiefern, Birken und Erlen umstanden, duckt sich das Häuschen am Ufer eines schmalen Sees tief in die hügelige Landschaft. Von der Kreisstraße aus, die etwa zweihundert Meter entfernt vorbeiführt, ist es nicht zu erblicken – nicht einmal von den wenigen, die überhaupt wissen, dass es hier steht. Und auch der schmale Sandweg, der zur Hütte führt, ist leicht zu übersehen. Dort, wo er von der Straße abzweigt, gibt es kein Schild, nur eine winzige Lücke im dichten Gestrüpp auf der Böschung.

Sehr selten einmal biegt ein Fahrzeug auf diesen Weg ab. Wenn überhaupt, kommen die Autos in der Dunkelheit – immer einzeln und mit etwas Zeitabstand – und verschwinden schnell zwischen Büschen und Bäumen.

Hinter den kleinen Fenstern des Häuschens hängen dichte Vorhänge, kein Licht dringt heraus. Es ist das einzige Gebäude weit und breit. Einstmals als Jagdhütte erbaut, liegt es mittlerweile genau zwischen zwei ausgedehnten Naturschutzgebieten.

Natürlich wurden für die ganze Gegend seit langer Zeit keine Baugenehmigungen mehr erteilt. Lediglich die Bauunterhaltung gestatten die Behörden noch und wachen argwöhnisch darüber, dass keine Um- oder gar Anbauten erfolgen.

Außen dunkelbraun gestrichen, ist die Hütte ganz und gar unscheinbar. Und auch im Inneren geht es karg zu. Es gibt nur

einen großen Raum, in dem ein massiver rechteckiger Tisch aus Kiefernholz und ein paar Stühle stehen – direkt vor dem Kaminofen.

Über der Eingangstür hängt der einzige Wandschmuck im ganzen Haus. Wo der Sechzehnder einmal geschossen wurde, dessen mächtiges Geweih scheinbar seit ewigen Zeiten den Giebel ziert, wüsste nicht einmal der Eigentümer der Hütte zu sagen. Er selbst geht nicht auf die Pirsch, ebenso wenig wie die Leute, die des Nachts hierherkommen.

Sie alle gehen nicht dem Waidwerk nach. Jedenfalls nicht mit Gewehren. Ihre Beute ist nicht das Wild.

Jäger sind sie dennoch.

1

Sanft, anfangs kaum wahrnehmbar, bald jedoch mit zwingender Macht verwandelte sich die Welt um ihn herum. Noch bevor sich der Nebel sichtbar aufs Wasser zu legen begann, konnte er ihn fühlen, klamm und drückend.

Bleierne Lautlosigkeit. Alle fernen Geräusche, jeglicher Hall versanken in distanzloser Dumpfheit. Wie ein dichtes Netz aus haarfeinen feuchten Fäden umfing der weiße Dunst, in dem alle Geräusche erstickten, das Boot. Allein das leise Plätschern des Wassers an der Bordwand und das träge Flappen des nutzlos hin und her wehenden Vorsegels drangen überlaut durch die nasse Watte.

Das Großsegel hatte Simon schon vor einer halben Stunde geborgen, als kaum noch Bewegung in der Luft gewesen war. Jetzt schief der Wind völlig ein, und plötzlich schien es, als gäbe es seitab des Bootes nichts mehr – schon gar nicht das Land, das doch kaum eine Meile entfernt an Steuerbord lag.

Immer dunkler wurde es rundum, als die Abenddämmerung einsetzte. Himmel und Wasser verschmolzen zu lichtlosem Grau. Nur der starke Lichtstrahl des Leuchtturms

Falshöft oben auf der Steilküste tastete sich matt durch die wattige Nässe.

Herbst an der Küste – Zeit, die *Seeschwalbe* ins Winterlager zu bringen. In Arnis an der Schlei hatte Simon einen Platz in einer beheizten Bootshalle gemietet. Während der langen Wintermonate erwarteten ihn ein paar dringende Überholungsarbeiten am Holzrumpf des über fünfzig Jahre alten Colin Archers.

Erst am Mittag war er endlich von seinem Schreibtisch in der Firma weggekommen, um am Liegeplatz im kleinen Hafen seines Heimatortes an der Flensburger Außenförde, nur wenige Hundert Meter von seinem Arbeitsplatz als Geschäftsführer von *Simonsen Hoch- und Tiefbau* entfernt, die Leinen loszuwerfen. Eigentlich hätte er es dennoch bis Arnis schaffen können, denn mit seiner Revierkenntnis und einem starken Bordscheinwerfer war es kein Problem, die Schlei auch nachts zu befahren, obwohl vor einigen Jahren die Betonung stark ausgedünnt worden war.

Bei solchem Nebel jedoch wäre eine Weiterfahrt mehr als fahrlässig. Schleimünde lag noch etwa fünf Seemeilen entfernt. Die *Seeschwalbe* hatte kein Radar an Bord, und bei Dunkelheit nur nach dem Kartenplotter durch dichten Nebel blind in die enge Einfahrt des lang gezogenen Ostseefjords hineinzufahren, kam nicht infrage. Er würde Helene anrufen und ihr sagen müssen, dass sie ihn und Frau Sörensen erst morgen in Arnis abholen konnte. Das würde ihr nicht gefallen, wusste Simon. Er hatte ihr versprochen, die zugige Hintertür des alten Hauses zu reparieren, das sie vor zwei Monaten bezogen hatten.

Nun, dann musste es dort eben noch eine Nacht länger ziehen. Von einem derart rasanten Wetterumschlag war schließlich in keiner Vorhersage die Rede gewesen. Das kam im Frühjahr und auch jetzt im Oktober immer wieder vor in diesem Revier. Küstennebel traten ganz unvermittelt auf – lästige Gespenster, die niemand voraussehen konnte.

Simon fuhr zusammen, als Frau Sörensen widerwillig knurrend mit ihren Fledermausohren schlackerte. Überlaut drang das klatschende Geräusch bis zu ihm nach achtern an den Steuerstand. Das Boot war gerade mal vierzehn Meter lang, aber er konnte die Hündin schon nicht mehr sehen, die vorn im Nebel am Bug stand und wohl versuchte, die winzigen Wassertröpfchen, die ihr in die Ohren gedrungen waren, herauszuschütteln.

»Wir werden hier ankern müssen, Frau Sörensen!«, rief er in die graue Wand hinein, griff um das Ruderrad herum, drehte den Zündschlüssel und startete den Motor. Sofort erfüllte das sonore Brummen des Diesels die Luft. Simon rollte mit der Reffleine die Selbstwendefock ein, die in der Flaute wie ein feuchter Sack am Stag gehangen hatte. Dann schaltete er in den Vorwärtsgang und gab etwas Gas. Langsam, den Tiefenmesser immer im Auge, steuerte Simon das Boot auf die Küste zu. Nach wenigen Minuten nahm die Wassertiefe rasch ab. Als das Lot vier Meter anzeigte, stoppte er und ging auf den feuchten Planken nach vorn zum Ankerkasten, wo ihn Frau Sörensen bereits schwanzwedelnd erwartete.

»Mal sehen, wie schnell der Spuk wieder vorbei ist«, sagte er. »Wenn wir Pech haben, müssen wir bis morgen früh warten, dass der Wind auffrischt und das Zeug wegbläst.« Simon beugte sich zu der kleinen schwarz-weißen Hündin unbestimmbarer Rasse hinunter und kraulte ihr den Nacken. Dabei blickte er angestrengt über den Bug und versuchte, die Konturen des Strandes auszumachen, der nur noch wenige Hundert Meter entfernt liegen musste, doch die Nebelwand war für das Auge undurchdringlich.

Kurz danach fiel der Anker auf den Grund, Simon steckte genügend Kette und sorgte mit einem kurzen Gasstoß rückwärts dafür, dass das Eisen sich in den Sand eingrub und das Boot sicher auf seiner Position hielt. Als er den Motor ausgeschaltet hatte, sprang ihn sofort wieder die beklemmende Stille an.

Niemals fühlte er sich auf dem Wasser einsam – außer bei solchem Wetter. Aufmerksam lauschte er in die schnell dunkler werdende Wand hinein, die ihn rundum umgab. Zwei- oder dreimal tönte weit entfernt von See her das Tuten starker Nebelhörner. In der direkten Umgebung der *Seeschwalbe* jedoch herrschte völlige Stille.

Nachher würde er noch das Ankerlicht im Mast anschalten. Solange der Nebel so dicht blieb, würde es auf einem anderen Boot zwar erst gesehen werden, wenn dies bereits auf zehn Meter herangekommen wäre, doch darüber machte sich Simon keine Sorgen. Er hatte dicht genug unter Land geankert, um sicherzugehen, dass niemand ihn über den Haufen fuhr.

Natürlich war es dennoch wichtig, die Ohren offen zu halten. Aber das war an Bord der *Seeschwalbe* Frau Sörensens Job, den sie zuverlässig verrichtete. Sie hatte sich bereits auf ihrer Decke unter der Sprayhood über dem Niedergang eingerollt. Die ganze Nacht würde sie dort liegen und bei jedem Geräusch, das sie beunruhigte, sofort Laut geben. Sie war zwar nicht mehr die Jüngste, aber ihr Gehör war immer noch viel besser als das des Skippers. Und auf ihre Wachsamkeit hatte Simon sich bisher auf jedem Törn verlassen können.

»Zeit, einen Tee zu kochen«, erklärte er seiner kleinen Hündin. »Ich bring dir dann gleich auch ein feines Fressi hoch. Pass nur schön auf, dass uns niemand zu nahe kommt, altes Mädchen!«

Frau Sörensen hob kurz ihren Kopf von den Pfoten und ließ ihre Schwanzspitze leicht zucken, was hieß, sie habe natürlich jedes Wort verstanden.

Simon grinste und stieg den Niedergang hinab, um den Teekessel aufzusetzen.

Tief und fest schlief Simon nie, wenn er mit dem Boot irgendwo vor Anker lag. Er döste eher in einer Art Halbschlaf,

hatte zwar kurze Träume – ein Teil von ihm horchte dennoch immer ins Boot. Deshalb war er sofort hellwach, als von oben das aufgeregte Bellen Frau Sörensens an seine Ohren drang.

»Was ist los?«, rief er, während er seine Beine aus der Koje schwang. »Was hast du gehört?«

Er griff nach der Taschenlampe auf dem Salontisch und knipste sie an. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es zehn Minuten nach drei war.

Als er bereits die Niedergangstreppe hinaufstieg, traf plötzlich ein Stoß den Rumpf, verbunden mit einem dumpfen Dröhnen. Simon spürte einen Ruck, der durch das Boot lief. Sofort wusste er, dass irgendetwas die Eichenholzplanken der *Seeschwalbe* gerammt hatte.

Ein eher sanfter Anprall – unüberhörbar zwar in der nächtlichen Stille, jedoch kein Krachen oder gar Splittern. Frau Sörensen bellte dennoch in höchster Erregung und ohne Pause.

»Still!«, befahl Simon, und das heisere Gekläff ging in ein unwilliges Knurren über. Die Hündin stand mit hoch aufgerichteter Rute backbord an der Reling und starrte in den dichten Nebel. Simon trat heran. Im starken Lichtstrahl seiner Lampe schälten sich schemenhaft die Umrisse eines Motorbootes aus der Dunkelheit – etwa so lang wie die *Seeschwalbe* –, das neben der Bordwand lag, als wäre es dort längsseits gegangen.

Langsam ließ Simon den Lichtkegel über den plötzlich aufgetauchten Nachbarn gleiten, ein hypermodernes weißes Kunststoffboot mit futuristisch geformtem Kajütaufbau und einer Flybridge. Kein Licht schien durch die ovalen Bullaugen, und auch an Deck brannte keine Lampe, nicht einmal die Positionslichter. Gespenstisch still dümpelte der Plastikkasten neben dem Holzrumpf der alten *Seeschwalbe*.

»Hallo, ist jemand an Bord?«, rief Simon laut hinüber, und Frau Sörensen begann wieder zu bellen. »Sei still! Es reicht,

wenn *ich* rufe!«, wies er die Hündin zurecht, die daraufhin ihr Gekläff einstellte und beleidigte Grunzgeräusche ausstieß.

Simon ging ein paar Schritte an der Reling entlang, bis der Strahl seiner Taschenlampe den schwungvollen goldenen Schriftzug am Bug der Motoryacht erfasste. *Tequila Sunrise* stand da.

»*Tequila Sunrise!* Hallo, ist jemand an Bord?« Er schüttelte sich, als sein Ruf im feuchten Grau verklang. Dämlicher Name. So hießen Yachten an der Côte d'Azur oder in der Karibik. Wer kam auf die Idee, ein Schiff so zu nennen, das auf der Ostsee herumschipperte? Aber *Tequila Sunrise* passte immerhin zu diesem Angeberboot, auf dem sich immer noch nichts rührte.

Niemand antwortete auf Simons Ruf. Er fühlte auf einmal ein merkwürdiges Ziehen in seinem Bauch, spürte die Stille wie ein beklemmendes Gewicht, das körperlich auf ihm lastete. Unwillkürlich schossen ihm ein paar besonders ekelhafte Bilder aus dem Horrorfilm *The Fog – Nebel des Grauens* durch den Kopf.

Widerwillig schüttelte er sich, schimpfte sich innerlich einen Idioten und ging an der Reling entlang, bis das Licht seiner Taschenlampe das Heck der Yacht erfasste und auf die Flagge fiel: Es war die deutsche. Nass und schlapp hing sie an ihrem Stock herunter.

Nun war er doch neugierig, aus welchem Heimathafen diese scheußliche – und sicher auch scheußlich teure – Motorquatze stammte. Er lehnte sich über die Reling, um das Heck beleuchten zu können. Schwach trat der Schriftzug *Kiel* aus dem Nebel hervor.

Ein lautes Knirschen und Quietschen ließ Simon zusammenfahren, ein widerwärtiges Geräusch, das von der Scheuerleiste der *Tequila Sunrise* kam, die sich im leichten Auf und Ab der Dünung am Holzrumpf der *Seeschwalbe* zu reiben begann.

»Mist«, murmelte Simon, ging schnell nach achtern und

holte drei Fender und ein paar Leinen unter der Sitzbank hervor. Kurz darauf waren die beiden Boote sicher miteinander vertäut. Solange der Wind nicht auffrischte, würde der Anker die zusätzliche Last durchaus halten können.

Noch einmal leuchtete Simon das Motorboot vom Bug bis zum Heck ab. »Hallo, ist da jemand? Hallo, *Tequila Sunrise!*«

Keine Reaktion, kein Licht, kein Geräusch.

Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als hinüberzusteigen und nachzusehen, ob wirklich niemand an Bord war. Gerade hatte er diesen Entschluss gefasst, da hörte er Frau Sörensens unverkennbares Knurren vom Achterdeck der Motor-yacht, gefolgt von einem kurzen, hellen Kläffen. »Komm schnell her, ich habe was gefunden!«, hieß das. Offenbar war die neugierige Hündin bereits hinübergesprungen, während er noch mit dem Ausbringen der Fender und dem Vertäuen der Boote beschäftigt gewesen war. Wieder ließ sie ihr heiseres Bellen hören.

»Ich komme ja, altes Mädchen.« Simon kletterte über die elegante, mit poliertem Mahagonihandlauf versehene Reling der *Tequila Sunrise* an Bord. »Was hast du denn hier zu suchen?«, schimpfte er in die Richtung, aus der wieder ein mutwilliges Kläffen kam. »Ich habe dir nicht erlaubt, auf das fremde Schiff ...« Der Rest seiner Standpauke blieb ihm im Hals stecken. Der Lichtkegel der Taschenlampe fiel auf die kleine Hündin, die mit wedelnder Rute und der Nase tief auf dem Boden an ein paar dunklen Flecken schnüffelte, die auf dem Teakdeck vor der gläsernen Schiebetür zum Salon verteilt waren.

Simon ging in die Knie. Ein eisiger Schauer überlief ihn, als er erkannte, was Frau Sörensen so aufregte.

Rostbraun schimmerten die Flecken im weißen Lichtkegel der Taschenlampe. Widerwillig betastete er mit seinem linken Mittelfinger einen kleineren Spritzer direkt vor seinen Füßen.

Die Flüssigkeit war längst trocken und schon in die Oberfläche des hölzernen Deckbelags eingesickert.

Was, zum Teufel, mochte hier passiert sein? Er musste sofort zurück auf die *Seeschwalbe* und die Wasserschutzpolizei verständigen. Alles sah danach aus, als wäre hier ein Verbrechen geschehen.

Unsinn, schalt er sich, reine Spekulation! Immer das Gleiche: Nur weil Helene bei der Mordkommission arbeitete, vermutete er wieder einmal die gräulichsten Verbrechen, wo es genauso gut eine ganz unspektakuläre Erklärung geben konnte. Obwohl ... Das hier war Blut, da war sich Simon sicher. Eine Menge Blut.

Plötzlich durchfuhr ihn ein alarmierender Gedanke. Was, wenn es ein scheußlicher Unfall gewesen war? Was, wenn jemand schwer verletzt im Salon lag – oder sonstwo im Schiff – und dringend Hilfe brauchte?

Er leuchtete die gläserne Schiebetür zum Salon an. Sie stand halb offen. Schemenhaft erkannte er dahinter einen Teil der Einrichtung, ein paar helle Sessel und eine Eckbar.

Entschlossen stand Simon auf.

Zunächst musste er die Motoryacht durchsuchen. Erst wenn feststand, dass tatsächlich niemand hier Hilfe benötigte, würde er seinen Anruf tätigen.

Zehn Minuten später wusste Simon, dass keine Menschenseele an Bord der *Tequila Sunrise* war – keine tote und erst recht keine lebendige. Er scheuchte Frau Sörensen zurück auf die *Seeschwalbe*, kletterte selbst hinterher und stieg den Niedergang hinunter. Funkverkehr konnte er sich sparen. So dicht unter der Küste hatte das Handy ein einwandfreies Netz. Er konnte also die Wasserschutzpolizei in Flensburg direkt anrufen. Wozu Leute aufwecken, die das hier gar nichts anging – und dann noch wegen eines solch brisanten Vorfalls?

Eines nämlich würde er der Polizei gleich mitteilen müssen:

Da war noch mehr Blut auf der verlassenen Yacht, viel mehr. Das obszöne Bild der rotbraunen Flecken auf dem creme-weißen Hochflorteppich im Salon wollte Simon nicht aus dem Kopf gehen.

2

Das ehemalige Bauernhaus stand kaum dreihundert Meter entfernt vom Wasser auf einer Anhöhe, etwas abseits eines kleinen Ortes am Südufer der Flensburger Außenförde. Ein schmaler geteeter Wirtschaftsweg, gesäumt von knorrigen Linden, führte vom Dorf hierher, vorbei an einem bewirtschafteten Gehöft, und endete auf dem gepflasterten Platz vor der Eingangstür.

Über dem eingeschossigen Gebäude wölbte sich das in die Jahre gekommene, an manchen Stellen schon grün bemooste Reetdach. Rechts und links neben der breiten Vordertür waren je vier ehemals weiße Sprossenfenster, die sichtbar nach neuer Farbe verlangten, in die rote Backsteinfassade eingelassen.

Auf der Rückseite jenseits des verwitterten Zauns um den großen, reichlich verwilderten Garten wuchsen bis zum Ostseestrand hinunter windschiefe Birken und Krüppelkiefern auf dem mit Strandhafer, Dünenquecken und Stranddisteln bewachsenen Sandboden.

Helene hatte sich sofort in dieses Stückchen Erde verliebt. Als sie vor einem Vierteljahr bei strahlendem Sonnenschein mit Simon hierhergefahren war, im warmen Sommerwind auf die weißen Schaumkronen draußen auf dem Wasser geblickt, im Garten an den alten Rosen geschnuppert und im Haus die schön geschnittenen Räume mit den Eichenbalken unter den Decken besichtigt hatte, war es um sie geschehen gewesen – und um ihre Vernunft, das hatte sie sich mittlerweile schon häufiger vorgeworfen.

So wie jetzt.

Wütend stemmte sie sich mit der Schulter gegen die klemmende Hintertür, die schließlich mit einem lauten Knall aufsprang, und trat hinaus auf die kleine Terrasse, von der man einen freien Blick auf das Meer in der Ferne hatte – vorausgesetzt, es herrschte einigermaßen gute Sicht. Dann sah man bis hinüber zu den grünen Wiesen auf der dänischen Seite der Förde im Norden, und im Osten konnte man sogar den Leuchtturm von Kalkgrund erkennen, der etwa zehn Kilometer entfernt mitten im Wasser stand.

Heute sah Helene nicht einmal den Zaun hinter dem Garten. Es regnete nicht, und dennoch tropfte ihr bereits nach einer Minute Aufenthalt im Freien das Wasser aus ihren dichten weißblonden Haaren in den Kragen hinein. Es schien, als rage die Erhebung, auf der das Haus stand, mitten in eine grauweiße pitschnasse Wolke, die sie in völliger Windstille bewegungslos umschlossen hatte.

Am Morgen war sie bei klarer Sicht zur Polizeidirektion nach Flensburg gefahren, doch auf dem Rückweg vor einer Stunde hatte sie kaum fünfzig Meter weit gesehen, obwohl die Dämmerung noch gar nicht eingesetzt hatte.

Helene schüttelte sich fröstelnd. Sie konnte sich gut vorstellen, was dieser plötzliche Nebel für Simon und seinen Törn ins Winterlager bedeutete. Daher war sie über seinen Anruf vorhin keineswegs erstaunt gewesen. Sie segelte selbst seit ihrer Kindheit und wusste natürlich, dass man bei solch einem plötzlichen Wetterumschwung besser unter Land vor Anker ging. Eine Weiterfahrt in derart dichtem Nebel wäre unverantwortlich. Geärgert hatte sie sich aber doch, dass ihre Pläne auf diese Weise über den Haufen geworfen wurden. Und ihr Unmut war noch nicht verflogen, im Gegenteil.

Sie warf einen vernichtenden Blick auf die verzogene Tür hinter sich. Oben klemmte sie im Türstock, sodass man sie kaum aufbekam, aber unten drang der Wind wie aus einem starken Gebläse durch eine Spalte, weil viele Fenster im Haus

ebenfalls nicht richtig dicht waren. ›Düseneffekt‹ nannte Simon das immer lachend. Und hatte ihr gestern, als der alte Ölbrenner wieder auf Störung gegangen war und Helene gerade das dritte Paar Wollsocken über ihre eiskalten Füße zog, hoch und heilig versichert, dafür zu sorgen, dass vor dem Winter noch alles in Ordnung gebracht würde.

»Versprochen! Ich will doch auch nicht frieren, mein Schatz. Alle Teile sind bestellt: die Fenster, die Hoftür, die neue Heizung – das ganze Material. Lass mich nur rasch noch die *Seeschwalbe* ins Winterlager nach Arnis überführen. Wenn sie dann trocken in der Halle steht, kümmerge ich mich um das Haus. Du wirst sehen: Vor dem Winter ist das alles erledigt.«

›Vor dem Winter‹. Helene schüttelte unwirsch die Nässe aus ihren Haaren. Wann war denn ›vor dem Winter‹, wenn nicht jetzt?

Der Mann konnte einem den letzten Nerv rauben. Geschäftsführer eines Bauunternehmens, und dennoch war nie jemand aus der Belegschaft entbehrlich, um die zugige Bude winterfest zu machen, verdammt noch mal. Immer erklärte er ihr, er könne nicht einfach Leute von lukrativen Aufträgen abziehen, um sie auf seinem Privatgrundstück arbeiten zu lassen. Er mochte damit ja recht haben, aber so hatte sie sich ihren Wohnkomfort nun wirklich nicht vorgestellt. Zumindest nicht bei der Besichtigung im Sommer.

»Bitte, Simon, schieb es nicht immer wieder hinaus«, hatte sie ihm ins Gewissen geredet, und er hatte ihr hoch und heilig versprochen, sein Wort zu halten.

Dabei hätte sie all die Unbequemlichkeiten durchaus vermeiden können, gestand sich Helene ein. Schließlich war sie es gewesen, die sich strikt geweigert hatte, zu Simon in sein schönes modernes Haus im Ort zu ziehen, das er inzwischen verkauft hatte.

Er hatte es vor wenigen Jahren gemeinsam mit seiner Frau gebaut. Den Mord an Lisa Maria Simonsen hatte die Kom-

missarin aufklären können – in ihrem Haus leben, das konnte sie nicht.

Seufzend drehte sie sich um, ging hinein und zog die vermaledeite Tür, die in den Hauswirtschaftsraum führte, mit lautem Krachen hinter sich zu.

Einen Augenblick lang blieb sie stehen und lauschte auf die Geräusche aus dem Heizungsraum nebenan. Der altersschwache Ölbrenner verrichtete lautstark seine Pflicht. Helene hatte die angenehme Wärme sofort dankbar gefühlt, als sie vorhin nach Hause gekommen war. Bei völliger Windstille fror man hier drinnen nicht. Aber die Tage wurden kürzer, der Wind an der Küste stärker und kälter. Die Stürme würden erst noch kommen ...

›Düseneffekt‹, also wirklich! Nun, sie würde keine Ruhe geben, bis dieser und alle sonstigen ›Effekte‹, die in einem Wohnhaus nichts zu suchen hatten, der Vergangenheit angehörten, schwor sie sich trotzig und ging in die Küche.

Sie brauchte jetzt einen starken, heißen Tee.

›Sag das noch mal! Das ist ja ... nee, das glaub ich einfach nicht!‹ Helene trat zurück ins Haus. ›Moment mal, Simon, ich wollte gerade losfahren ...‹ Sie schloss die Tür wieder und ließ sich in den abgeschabten Ohrensessel fallen, der in der Diele stand. Gerade hatte sie zu einem beherzten Spurt zu ihrem weißen Cinquecento angesetzt, der ein paar Meter entfernt im strömenden Regen auf dem Hofplatz stand, da war der Song *Sing Me to Sleep* von Alan Walker, ihr aktueller Handyklingelton, durch den rauschenden Regen an ihr Ohr gedrungen.

Rasch warf sie einen Blick auf die alte Standuhr, die Simon und sie arg ramponiert unter allerlei Gerümpel auf dem Dachboden gefunden und fachmännisch reparieren und aufarbeiten lassen hatten. Halb sieben. Noch war also genug Zeit, um pünktlich auf ihrer Dienststelle in Flensburg anzukommen, trotz des miesen Wetters.

Bei ihrem schnellen Frühstück in der Küche – zwei Tassen Tee und ein Müsli – hatte sie durch das Fenster gesehen, dass der Nebel über Nacht völlig verschwunden war. Stattdessen wehte nun ein frischer Wind, der dunkle Wolken über den grauen Himmel trieb und die Regentropfen wie Schrotkugeln an die Fensterscheiben prasseln ließ.

Trostloses Herbstwetter.

Auch hier in der Diele war die Zugluft spürbar, die über den Fußboden fegte. Kalt strich sie über Helenes Beine. Simons ›Düseneffekt‹.

»So, nun sag das noch mal, Simon. Oder nein, lass mal, eigentlich habe ich genug gehört. Langsam wirst du mir unheimlich, mein Lieber.«

»Was soll ich machen?« Er lachte trocken auf. »Ich hätte mir die Nacht hier vor Anker auch ruhiger vorgestellt, das kannst du mir glauben.«

»Dass dir auch immer wieder ...« Helene brach ab und schüttelte den Kopf. »Und was ist jetzt mit dem Motorboot? Ich meine, was sagen denn die Kollegen von der Wasserschutzpolizei?«

»Die sind ja erst seit einer Stunde hier, mussten sich langsam und vorsichtig durch den Nebel ins flache Wasser tasten. Aber inzwischen ist Wind aufgekommen und hat die dicke Suppe weggeblasen.«

»O ja, ich weiß«, gab Helene gedehnt zurück. »Den Wind habe ich hier auch. Im ganzen Haus. Das Pfeifen müsstest du eigentlich sogar durchs Telefon hören.«

»Nun übertreib mal nicht so schamlos, mein Schatz!«, protestierte Simon lachend. »Egal, das gehört sowieso bald der Vergangenheit an. Sehr bald sogar.«

»Gott sei Dank. Das habe ich ja kaum noch zu hoffen gewagt. Aber sag mal: Was wollen die Kollegen jetzt unternehmen? Haben die sich dazu schon geäußert?«

»Sie werden die *Tequila Sunrise* – idiotischer Angebername übrigens, wenn du mich fragst – in Schlepp nehmen und

irgendwo hinbringen, wo man eine kriminaltechnische Untersuchung durchführen kann.«

»Sie gehen also von einem Verbrechen aus?«

»Wovon würdest du denn ausgehen?«

»Es könnte auch ein Unfall gewesen sein.«

»Da ist reichlich Blut im Salon und überall an Deck, und kein Mensch ist mehr an Bord. Es gab überhaupt keine Funkprüche, sagt die Wasserschutzpolizei, schon gar kein SOS, nichts dergleichen.« Simon schwieg ein paar Sekunden. »Sieht mir nicht gerade nach einem Unfall aus.«

»Haben sie schon herausgefunden, wem die Yacht gehört?«

»Sie haben das wohl in die Wege geleitet. Aber mir werden sie kaum viel dazu sagen, selbst wenn sie etwas in Erfahrung bringen. Ich bin schließlich kein Polizist und ...«

»Nee, du stolperst nur immer wieder mal über die Spuren irgendwelcher Bluttaten«, erwiderte Helene glucksend.

»Was kann ich denn dafür, dass ...«, beklagte sich Simon, wurde aber gleich von seiner Lebensgefährtin unterbrochen: »Schon gut, ich hab's nicht böse gemeint. Ist bloß sonderbar, dass dir das immer wieder passiert, findest du nicht?«

»Und wie. Allerdings könnte ich gut auf diese Erlebnisse verzichten, das darfst du mir glauben.« Er schnaufte unwillig. »Na ja, solange du mich nicht wieder als Tatverdächtigen festnimmst ...«

Pause. Das vielsagende Schweigen brachte Helene die alten Bilder zurück, ob sie wollte oder nicht. Sie räusperte sich und sagte: »Ich werde nachher mal bei den Kollegen nachfragen, was sie über das verlassene Motorboot wissen.«

»Ich glaube, du wirst dich sehr bald selbst damit beschäftigen müssen. Wenn ich mich nicht irre, ist das ein Fall für die Mordkommission, oder was denkst du?«

Damit hatte er wohl recht. Die Wasserschutzpolizei würde zur Spurenauswertung ganz sicher die Kripo hinzuziehen. Und wenn es keine harmlose Antwort auf die Fragen nach dem Verbleib des Skippers und der Herkunft des vielen Blutes

gab, roch das alles geradezu nach einem Gewaltverbrechen. Eigenartig, dass Simon das offenbar früher klar geworden war als ihr.

»Na, wir werden ja sehen«, erwiderte sie und wechselte das Thema: »Wann wirst du denn weiterfahren? Ich kann dich heute erst später am Abend abholen. Ich habe zu viel auf dem Schreibtisch, auch ohne dass noch ein neuer Fall dazukommt.«

»Mach dir keine Gedanken. Ich schätze, ich werde hier in spätestens einer Stunde den Anker lichten können. Dann bin ich gegen Mittag in Arnis. Die Werft habe ich schon verständigt. Der Kran wäre am Nachmittag frei, um das Schiff aus dem Wasser zu heben. Bis die *Seeschwalbe* in der Halle steht und ich loskomme, wird es sicher später Nachmittag. Ich rufe dich dann an. Hab dich lieb, mein Schatz!«

»Ich liebe dich auch, Simon. Passt auf euch auf, ihr beiden. Und grüß Frau Sörensen von mir!«

3

Wirklich seltsam, ging es Helene Christ durch den Kopf, als sie in ihrem kleinen Wagen saß und unter den hin- und herjagenden Scheibenwischern auf die nasse Landstraße blickte. Sogar ein wenig unheimlich, dass Simon so oft in etwas hineintappte, was sich bald darauf als Spur zu einem Kapitalverbrechen entpuppte.

Drei Jahre war es jetzt her, dass sie ihn unter den ungünstigsten Umständen kennengelernt hatte, die man sich nur vorstellen konnte: Sie hatte ihn festnehmen müssen, weil er des Mordes an seiner Ehefrau Lisa verdächtigt wurde – ein Verdacht, der sich zum Glück aber rasch als falsch herausgestellt hatte.

Ihr erster Fall; gerade war sie damals als junge Kriminalkommissarin nach Flensburg gekommen.